

I.

1.

Eisiger Wind wehte durch die Straßenschluchten von Manhattan. Es war die Stunde der Dämmerung. Bald würde es wieder schneien. Der halbwüchsige Junge eilte die West Fifty-ninth Street entlang. Er spürte weder die beißende Kälte, noch hatte er Augen für seine Umgebung.

Jack Chandler hatte Kummer. Die Tür hinter sich schließen, allein sein, sich verkriechen. Mehr wollte er nicht.

Aber ausgerechnet heute hatte er es versäumt, den Hausschlüssel einzustecken. Er war auf dem Weg zur Subway Station Douglas Circle. Von dort aus wollte er nach Battery Park und zur Staten Island Ferry. Er wollte zum Moonlight Club, dem Arbeitsplatz seiner Mom, sich ihren Schlüssel holen. Dann könnte er endlich mit seiner Trauer um Raven allein sein.

Raven ...

Er musste an einer Ampel warten. Die Ampel zeigte Rot. Der Bandwurm aus Blech schob sich durch die Columbus Avenue, welche die Upper West Side teilt. Teilnahmslos starrte Jack in das Schaufenster eines weihnachtlich geschmückten Delis, wo ein Schild fröhlich „Merry Christmas! Happy Hanukkah! Season’s Greetings What Ever!“ verkündete.

Wenn im Rockefeller Center die Weihnachtsbaumlichter angingen und die Posaunenengel erstrahlten, dann war es wieder so weit. Die „Holiday Season“ war eröffnet. Doch zum allerersten Mal in seinem Leben nahm Jack Chandler sie nicht wahr.

Ein Mann mit hohem russischem Hut hatte es offenbar eilig, denn er ignorierte das Stoppzeichen und stiefelte unbekümmert auf die lebhaft befahrene Straße. „Schmock!“, schrie ihn der Fahrer eines klapprigen Lieferwagens in reinstem New Yorker Jiddisch an.

„Motherfucker!“, brüllte der Mann mit dem Hut aufgebracht zurück.

Jack Chandler sah und hörte sie nicht. Mechanisch ging er weiter, als das Zeichen ‚Walk‘ aufleuchtete.

Raven ...

Das schwarze junge Mädchen war seine engste Vertraute gewesen, mehr noch, sein erstes Mädchen, und er hatte sie mit der ganzen Kraft seiner fünfzehn Jahre geliebt. Vor einer halben Stunde war es geschehen, war Pater Ian Maloney vor die Klasse getreten und hatte verkündet, dass ihre Mitschülerin Raven Ashby nicht mehr lebte. Sie war in der Nacht von einem „Bekanntem“ ihrer Mutter im Streit erstochen worden. Es war unfassbar.

Jack rannte die Stufen zur Subway hinab, der Klang seiner schweren Stiefel hallte gespenstisch von den Wänden des Bahnhofs wider. Eine ältere Frau drückte ihm wortlos einen kleinen Zettel in die Hand.

„Please, do not go to hell!“, lautete die Botschaft.

Er warf das Stück Papier zu Boden.

Raven, meine Raven ist tot, dachte er verzweifelt.

Hätte er so einen blöden Satz im Kino gehört, hätte er gelacht.

Die Fahrt, das Umsteigen Broadway/Nassau Street brachte er wie in Trance hinter sich. Das Glück war mit ihm, er erreichte die Fähre drei Minuten vor der Abfahrt. Drinnen roch es nach Benzin und Meerwasser. Als er das Promenadendeck betrat, begannen die Motoren zu tuckern, der Boden des Schiffs leise zu vibrieren. Trotz der beißenden Kälte blieb er auf dem Vorderdeck, hinter einer Klappreling, und sah zu, wie Governor’s Island auf der linken Seite vorübertrieb, ein flaches Stück Land mit kahlen Bäumen und Backsteingebäuden. Er starrte blicklos zur Freiheitsstatue hinüber, die gerade vorbeizog. Schmutzigweiße Möwen kreisten schreiend über dem Schiff. Ein Stückchen weiter lehnten zwei junge Männer an der Reling, die in eine lebhaft Unterhaltung vertieft waren. Ganz offensichtlich legten sie dabei keinen Wert auf Zuhörer, denn sie drehten ihm den Rücken zu, als sie ihn bemerkten. Während die Fähre dicke weiße Schaumkronen hinter sich herzog, kroch die Kälte unter seine Jacke, so sehr, dass seine Zähne klapperten. Aber auch das bemerkte

er nicht wirklich. Der scharfe Wind wehte ihm das schwarze Haar aus dem Gesicht und trieb ihm Tränen in die eisgrauen Augen. Aber es war nicht nur der Wind.

Raven ...

Mit steif gefrorenen Fingern kramte er in den Taschen seiner billigen Bomberjacke nach einem Kleenex. Vergeblich, weshalb er sich entschloss, die beiden Burschen anzusprechen. Sie wandten ihm noch immer den Rücken zu. Er beobachtete sie einige Augenblicke – sie mochten ungefähr achtzehn Jahre alt sein –, dann ging er zu ihnen hinüber. Er räusperte sich, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Der Größere, ein blonder, gut aussehender Typ mit stahlblauen Augen, musterte den schnüffelnden Störenfried kritisch von Kopf bis Fuß. Die Tränen in Jacks Augen waren nicht zu übersehen, obwohl er heftig zwinkerte, um den Eindruck zu erwecken, es wäre nur wegen der Kälte.

„Was gibt’s?“, fragte der Blonde in einem Ton, den er für freundlich hielt.

„Hast du“, stotterte Jack, „hast du ... hat einer von euch ein Kleenex für mich?“

Der Blonde griff in die Innentasche seines Parkas und zog ein unversehrtes Päckchen Kleenex hervor.

„Hier, kannst du behalten, Kleiner“, meinte er zu Jack, der gerade geräuschvoll den Inhalt seiner Nase hochzog.

„Danke“, murmelte Jack. Er wandte sich um und schnaubte erleichtert in ein Taschentuch. Der Blonde wandte sich wieder seinem Kumpel zu.

„Ich habe es wohl immer noch nicht so ganz kapiert, Sly“, hörte Jack ihn sagen. „Sie will tatsächlich, dass ich ihren Sohn spiele? So ’ne Art Ödipusnummer? Das ist doch krank oder nicht?“

Der Junge, den der Blonde Sly genannt hatte, nickte zustimmend und gab eine Antwort, die Jack aber nicht verstand. Für einen Moment war er von seinen Erinnerungen an Raven abgelenkt. Komisch, dachte er, die beiden sehen eigentlich nicht so aus, als ob

sie hinter einem schnellen Dollar her wären. Er zuckte mit den Schultern. Was ging es ihn an? Und wer, zur Hölle, war in Gotham nicht ständig auf der Suche nach „a fast Buck“.

Raven ...

Er fummelte ein neues Kleenex aus der Packung.

„Denk immer nur an die Kohle, Mikey“, sagte der dunkelhaarige Kleinere gerade zu dem Blondem. „Dann läuft es wie geschmiert. Ich überrasche euch beide, tu erst so, als wäre ich geschockt, und mache dann mit.“ Er grinste. „Sie sagt uns dann schon ganz klar, was sie von jedem von uns haben will. Die dreihundert Dollar sind dir auf jeden Fall sicher, und meistens halten sie außerdem ein kleines Geschenk für dich bereit. Na, was sagst du?“

„Was ist das so in der Regel?“, erkundigte sich der Blonde.

„Kommt darauf an. Letztens habe ich eine Porschebrille bekommen. Es kommt wie gesagt immer darauf an, mit welcher du dich abgibst. Ich habe schon eine Brieftasche und eine Levis Fünfhundertundeins bekommen, im Prinzip jedes Mal etwas anderes. Die Ladys notieren sich am Schluss der Vorstellung deine Maße und Konfektionsgrößen und fragen dich, was du dir so wünschst. Und ich schwöre dir, Diana ist, genau wie die anderen, sehr großzügig, wenn sie mit dir zufrieden ist.“

Rumpelnd dockte die Fähre am Terminal von Saint George an der Nordspitze von Staten Island an. Jack verließ nach den beiden Freunden das Schiff. Er durchquerte das Terminalgebäude und entdeckte den Bahnsteig der Staten Island Rapid-Transit, der ihm aber nichts nützte. Suchend blickte er sich nach einem Bus oder einem Taxi um, denn er war hier zum ersten Mal. Bisher kannte er den Arbeitsplatz seiner Mom nur aus ihren Erzählungen, die stets ziemlich knapp ausfielen, wenn er fragte. So wusste er auch nicht, dass es auf Staten Island über sechzig kleine Fischerdörfer gab, dazu ein bisschen Industrie und ein paar kleinere Werften im Norden. Er wusste weder etwas von den bescheidenen Badeorten hier noch von den luxuriösen Landhäusern, die einige reiche Exzentriker auf Staten Island unterhielten. Es ging ihm so wie vielen anderen New Yorkern:

Nur wenige kannten die netten kleinen Küstenorte im Norden von Staten Island mit ihren stattlichen Häusern hoch über dem Atlantik, mit den alten Landungsbrücken und den urgemütlichen Kneipen entlang der Kais, mit ihrem Charme und der anheimelnden Atmosphäre von Hafenstädtchen zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, den sie sich immer noch bewahrt hatten.

Während Sly und Mike – ihre Namen hatte Jack der Unterhaltung entnommen – auf eine wartende Limousine zusteuerten, überlegte er, wie er es nun anstellen sollte, um in die Hamilton Avenue zu seiner Mom in den Club zu gelangen. Er hatte keine Ahnung, wo das war. Darüber hinaus begann es jetzt auch noch zu schneien. Er beobachtete, wie Sly und Mike in die silberfarbene Limousine einstiegen, die sich dann in Bewegung setzte. Ratlos blieb er allein zurück und starrte dem davonfahrenden Wagen nach. Aber plötzlich legte der Fahrer den Rückwärtsgang ein und stoppte die Limousine im nächsten Augenblick direkt neben ihm.

Der Blonde ließ das Seitenfenster hinunter.

„Was ist mit dir? Holt dich keiner ab?“

„Ich muss in den Moonlight Club, meine Mom arbeitet dort. Und ich weiß nicht, wo es ist.“

„Na, was für ein Zufall“, bemerkte der blonde Junge. „Genau da wollen wir auch hin. Komm steig ein, Kleiner.“

„Ehrlich?“, murmelte Jack, verblüfft über das großzügige Angebot. „Mann, was für ein Glück.“ Erleichtert nahm er neben dem Chauffeur Platz. Der weiße Mann war von kräftiger Statur, stiernackig, das ergrauende Haar kurz geschnitten. Er blickte seinen neuen Fahrgast kurz an und nickte knapp. Auf der Fahrt blickte Jack stumm durch die getönten Scheiben auf die vorbeiziehende winterliche Landschaft. Er war froh, dass ihn der Fahrer ignorierte. Die beiden Jungen im Fond des Wagens sprachen leise miteinander. Er konnte nicht verstehen, was sie sagten, aber es interessierte ihn auch nicht. Ein paar Minuten später hielt der Wagen vor einem mit dorischen Säulen geschmückten alten Herrenhaus. Sie stiegen alle aus. Neugierig blickte sich Jack um. Das Haus lag eingebettet in einen riesigen Park,

zwischen den Bäumen glitzerte in der Ferne das bleigraue Wasser der Upper Bay durch das Schneetreiben.

Tief beeindruckt von dem feudalen Anwesen betrat Jack mit den anderen das Foyer. Der Chauffeur ging voraus, beim Betreten nahm er seine Mütze ab und klemmte sie sich lässig unter den linken Arm. Nickend grüßte der Mann eine gut aussehende Blondine, die Jack auf Ende dreißig schätzte. Die Frau küsste Sly zart auf die Wange und musterte dann erfreut den ihr offenbar unbekanntem Mike. Dann verschwanden die beiden jungen Männer mit dem Chauffeur in einem der vom Foyer abgehenden Räume, ohne sich weiter um ihn zu kümmern.

„Hi“, begrüßte Jack die schlanke Frau. Sie hatte weißblondes Haar, in dem sie eine schwarze Samtschleife trug. Die Lady musterte ihn erstaunt, während auf dem Fellkragen seiner billigen Jacke die Schneeflocken schmolzen, um dann als Wassertropfen in seinem Halsausschnitt zu versickern.

„Ich glaube nicht, dass wir einen Termin vereinbart haben. Wie alt bist du denn, mein Junge?“

Ihr Tonfall war freundlich, aber bestimmt. Verwirrt sah er sie an. Was soll das? Was ging sie sein Alter an?

„Ich bin der Sohn von Missis Chandler, Ma'am. Könnte ich bitte meine Mom sprechen?“

„Wirklich?“, erwiderte die Lady und riss die grün geschminkten Augen weit auf. „Du bist also der kleine Chandler. Wie schön, dich einmal persönlich kennen zu lernen“, erklärte sie mit einem breiten Lächeln, das zwei Reihen tadellos überkronter Zähne entblößte. „Deine Mom hat uns schon viel von dir erzählt“, fuhr sie fort und reichte ihm ihre gepflegte Hand mit den überlangen Fingernägeln, die er zögernd ergriff.

„Nimm doch dort drüben Platz. Ich werde deine Mom holen.“

Dann verschwand sie durch eine holzgetäfelte Tür und stieß im nächsten Augenblick mit einer sportlichen Fünfzigjährigen zusammen, die, in einen silbergrauen Bademantel gehüllt, auf dem Weg in die Sauna war.

„Luisa, Honey“, rief sie, „wirf doch rasch mal einen Blick ins Foyer, dort wartet der Sohn der Chandler auf seine Mom.“

„Wieso? Ist er denn etwas für uns?“

Mildred Irvington nickte.

„Der Kleine ist schon jetzt ein Sahneschnittchen allererster Güte, Schätzchen. Zwar noch etwas zu jung für uns, aber bei Gott, ich schwöre dir, in ein, zwei Jahren will ich ihn als Erste haben!“

Die blauen Augen von Luisa Elroy leuchteten auf.

„Wirklich? Dann muss ich mir den Kleinen auf der Stelle ansehen.“

Sie öffnete die Tür zum Foyer und spazierte scheinbar gelangweilt in ihrem Aufzug zum Kamin, wo auf dem Sims stets die neuesten Ausgaben der verschiedensten Magazine lagen. Sie griff nach der Vogue. Aus den Augenwinkeln heraus musterte sie nun Jack, der seinerseits die Frau im Bademantel betrachtete. Luisa erstarrte. Das gibt es doch nicht, dachte sie überrascht. Dieser Bengel hier war wie eine Neuausgabe dieses jüdischen Bürschchens vor über fünfzehn, sechzehn Jahren. Wie hatte der noch gleich geheißen? Sie legte ihre Stirn in Falten und dachte intensiv nach. Es lag ihr praktisch auf der Zunge. Jeff? Nein. Jim? Nein. Yoe! Richtig.

Yoe Silverman. Es war faszinierend. Der Kleine glich einem der früheren ‚Little Boys‘ bis aufs Haar. Wenn er auch noch dessen Qualitäten hätte ...

„Hi“, grüßte sie.

„Hi“, erwiderte Jack und schlug, irritiert über die Art und Weise, wie diese Frau ihn anstarrte, die Augen nieder. Er blickte eine Weile auf seine Stiefel und begann dann nervös mit dem Zippverschluss seiner Jacke zu spielen.

„Verzeihung“, sagte Luisa schließlich. „Weißt du, was ein Déjà-vu-Erlebnis ist?“

Er schüttelte den Kopf.

Lächelnd reichte ihm die unbekannte Frau die Hand.

„Ich habe das untrügliche Gefühl, dich früher sehr gut gekannt zu haben, aber das ist natürlich Unfug. Tatsache ist, dass du jeman-

dem, den ich früher kannte, sehr, sehr ähnlich siehst. Das ist für mich ziemlich überraschend.“

Jack überlegte, dass er nun irgendetwas dazu sagen müsste, aber er wusste nicht was, als seine Mom in das Foyer stürzte und ihn erlöste.

„Um Himmels willen, Junge, was tust du denn hier?“

„Ich habe heute Morgen meine Schlüssel zu Hause vergessen und fühle mich im Augenblick nicht sehr wohl.“

„Mein armes Baby“, meinte seine Mutter und umarmte ihn, obwohl er sich dagegen sträubte.

„Lass das, Mom“, zischte er. Ihr Verhalten war ihm vor dieser fremden Frau peinlich.

„Und nenn mich verdammt noch mal nicht Baby.“

Luisa hatte in einem der ausladenden Sessel vor dem Kamin Platz genommen, die aufgeschlagene Vogue auf den Knien, verfolgte sie amüsiert die Szene. Geena Chandler, eine mittelgroße, kräftige Weiße mit großem Busen und ausladenden Hüften, schüttelte den Kopf. „Aber Junge“, sagte sie, „was hast du?“ Trotz seines deutlichen Widerstandes versuchte sie, ihre Hand auf seine Stirn zu pressen.

„Ich will nur den Schlüssel und meine Ruhe. Was ist daran so schwer zu verstehen?“

Mrs. Chandler ließ von ihrem Sohn ab und ging, um aus ihrem Kleiderschrank im Personalraum die Schlüssel zu holen. Mürrisch blickte Jack ihr nach. Für einen kurzen Moment war der Kummer über Ravens Tod verdrängt worden.

„Ich habe zwar selbst einen Sohn in deinem Alter“, wandte sich Luisa wieder an ihn, „aber es fällt einem tatsächlich nur bei anderen auf, wenn man fast erwachsene Kinder noch wie Babys behandelt.“

„Ja“, nickte Jack, „das ist wahr. Mom meint es sicher gut, aber sie will einfach nicht begreifen, dass ich inzwischen ein Mann geworden bin.“

Oh, ein Mann?, dachte Luisa und warf mit einer Kopfbewegung ihr langes rotes Haar in den Nacken. Die Tür öffnete sich und Mrs. Chandler kehrte zurück.

„Sei aber auch zu Hause, wenn ich nachher komme, verstanden?“ ,ermahnte sie ihren Sohn. Der Blick, den sie ihm zuwarf, besagte, dass sie später noch ein Hühnchen mit ihm rupfen würde. Dann machte sie auf dem Absatz kehrt und verschwand.

„Und wie kommst du jetzt wieder von hier fort?“ , fragte Luisa. Jack zuckte mit den Schultern.

„Wissen Sie, ob hier irgendwo in der Nähe ein Bus fährt oder so?“ Hoffnungsvoll blickte er ihr in die blauen Augen. Luisa erhob sich und schlenderte zu ihm, strich ihm lasziv das zerzauste Haar aus der Stirn.

„Nein, Schätzchen“ , erwiderte sie und sah ihm dabei tief in die Augen. Er sieht aus wie Yoe, dachte sie wieder. Die Ähnlichkeit mit einem ihrer Ex-Lover war verblüffend. Was der wohl heute machte? Wahrscheinlich war er Anwalt oder Richter geworden. Jedenfalls irgendetwas in dieser Richtung. Nie zuvor oder danach hatte sie einen jungen Mann gekannt, den es so nach Harvard drängte. Yoe wollte damals weg aus seinem jüdischen Umfeld, um jeden Preis. Hoch hinaus – ganz nach oben. Der Beste werden ...

Na ja, horizontal war er es auf jeden Fall gewesen – soviel stand fest. Sie seufzte tief auf und wandte sich wieder dem Jungen zu.

„Die Limousine kann dich zur Fähre bringen, oder willst du nach Brooklyn?“ Brooklyn? Wie kam sie auf Brooklyn? Ja, richtig. Der junge Silverman stammte aus Brooklyn. Ihre langen, manikürten Fingernägel strichen an der Halsschlagader des Jungen entlang. Aber diese Geste hatte nichts Mütterliches an sich.

„Nein. Ich will nicht nach Brooklyn. Wir wohnen auf der Upper West Side, Eightieth Street, Ecke Columbus Avenue.“ Die Berührung an seinem Hals war ihm nicht unangenehm. Es entging Luisa nicht, wie sie auf den Jungen wirkte. Schließlich ließ sie von ihm ab.

„Na schön“ , erklärte sie, und ihre Stimme klang plötzlich leicht heiser. „Ich lasse dich zur Fähre bringen“ , murmelte sie in sein Ohr und streifte es kurz mit den Lippen. „Warte hier.“ Sie tippte leicht mit dem Zeigefinger gegen seine Brust. „Besuch doch deine Mom wieder einmal, wenn du Lust hast. Wir haben hier einen Indoor- und einen

Outdoorpool. Also“, ihr Ton klang verschwörerisch, „wenn du mal bei uns schwimmen möchtest, kannst du gerne kommen. Ruf aber vorher an und erkundige dich nach mir. Ich heiße Luisa Elroy. Dann werde ich mich persönlich um dich kümmern.“

Er vermochte nur stumm zu nicken, dann wandte sich die rothaa-
rige Frau von ihm ab.

„So long, Sweetheart“, sagte sie und verließ das Foyer.

Auf der Fahrt zur Fähre saß er im Fond der Limousine, und bemühte sich, es zu genießen. Zum ersten Mal in seinem Leben wurde er wie ein Popstar von einem Chauffeur in einem Wagen der Luxusklasse gefahren. Dann fiel ihm Raven wieder ein, und er wusste nicht, ob er vor Stolz platzen oder vor Trauer weinen sollte.

2.

Luisa war genervt. Wie jeden Dienstag – und jeden anderen Tag, an dem sie sich langweilte – hatte sie das World Financial Center in Battery Park City, direkt am Hudson River, aufgesucht, um eine Menge Geld auszugeben und Dinge einzukaufen, die sie eigentlich nicht brauchte. Sie liebte das Gefühl von Kaschmir und Seide auf ihrer Haut. Und sie hatte einen Schuhtick. In ihrem Penthouse gab es extra einen Raum nur für ihre Schuhe. Teure Schuhe. Sie hatte ihren dunkelblauen Jaguar vor dem Eingang abgestellt, wie üblich verkehrswidrig. Normalerweise war es möglich, hier in diesem eleganten Shopping-Komplex mit seinen vier Türmen aus Granit und Glas stressfrei einzukaufen. Aber heute rannten Heerscharen von japanischen Touristen durch die zahllosen Boutiquen, um sich mit exklusiven Waren von Bally und Rizzoli einzudecken. Sie hasste es, sich ständig durch einen Schwarm näselnder Flachnasen zu kämpfen, die sämtliches Personal in Anspruch nahmen, sodass sie immer und überall warten musste. Überdies zeigte ihr ein kurzer Blick auf ihre Piaget, dass sie sich zu dem Date mit ihrem Finanzberater verspäten würde. Wütend brach sie ihre Shoppingtour ab.